**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 14 (1910)

**Artikel:** Eva im Dorfe
**Autor:** Matthey, Maja
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-574531

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 17.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

**Weggis.** Im Röhrli. Phot. Otto Matter, Zug.

# 's Alperöösli

(Luzerner Mundart)

Es hed mi Schatz mier als Rekrut
Es Alperöösli g'schänkt.
Daß äs emol mi liebi Bruut,
Hed 's Chröttli due scho dänkt.

Es hed das Alperöösli mier
I Wafferock y'g'naiht,
Und ich ha's wie nes Tschappulier
Z'mitts uf mim Härz do treid.

Hütt isch mer no, öbs gester wär,
As mier det Abschied g'no,
Und bi doch, leider Gott, sidhär
Scho lang i Landsturm cho.

Und nächti hed bim stille Hock
(We Zyte au vergönd!)
Mis Wybli dä schön Wafferock
Für d'Buebe scho vertröndt.

Chuum ischt verschränzt die erschdi
Was findt mi liebi Frau? [Noht,
Es Alperöösli, töör und tot,
Es Mäschli — wyß und blau!

's bar Träne sind uf 's Blüemli tropft,
Vom Schluchzge überluut —
Und mier hed 's Härz no einisch
Wie säbmol — als Rekrut. [g'chlopft,

**Theodor Bucher** (Zybori), Luzern.

---

# Eva im Dorfe.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Tessiner Novelle von Maja Matthey, Solothurn.

I.

Mitten durch Alt-Ravecchia springt die Guasta über Stein und Holzwellen abwärts durch die Allmend und ungastliches Land aus Sumpf und Gestrüpp, bis hin zum Tessin. Sie kommt hoch aus den Bergen, von dort, wo die grüne Alpe liegt und die Felsen anfangen, nackt in den Himmel zu wachsen. Von dort oben schießt sie aus einem kalten tiefen Brunnen den Berg hinab, vorbei an Heugaden und Ställen durch die Kastanienwälder. Ab und zu stürzt sie sich in wildem Sprunge über einen Felsen. Ihr Wasser wird Schaum und feuchter Staub, der sich tief unten wieder sammelt in einem Seelein, das den Lenzhimmel spiegelt und im Herbst zugedeckt wird von den welken Kastanienblättern und den immergrünen der Lorbeerbäume, die in den Grotten stehen, dunkel und selten bewegt vom Wind.

Wo die Hütten des Dorfes beginnen, haben die Weiber das wilde Wasser zwischen Schwellen aus Buchenholz eingefangen, die Steine aus dem Bachbett gehoben und es tiefer gelegt. So entstand ein künstliches Seelein, das ihnen den Waschtrog ersetzt und den Vorteil hat, immer frisch von selbst sich zu füllen aus der klaren Quelle, fern in den hohen Bergen.

Vor den großen Festtagen kauern sie an dem Ufer der Guasta und schlagen das Linnen auf die vom Bachwasser glattgeschliffenen Steine. Ihre Röcke haben sie hochgeschürzt, und wenn der Wind, der immer dort weht, etwas schärfer bläst, hebt er ihnen das Tüchlein im Nacken empor und zeigt dunkles Ringelhaar auf weißem Halse. Oft bläst er ihnen die aufgeschürzten Röcke zu luftgefüllten Bällen auf und zeigt neugierigen Augen das feine Fußgelenk und die schmalen Knöchel, die zart geädert sind wie ein erlesenes Stückchen Marmor.

Die Eva hatte die schmalsten Füße, in solch sicheren und biegsamen Gelenken, daß sie nie einen Fehltritt tat und von Stein zu Stein sprang wie das Bachwässerlein, das wild und frisch zu Tal schoß.

Einmal war Alessandro vorbeigekommen, als grade der Wind den bunten Rock von ihren Füßen hob. Er starrte darauf und konnte den Blick nicht fortzwingen. So etwas Zierliches hatte er noch nie gesehen, so etwas

Feines und Weißes. Die Eva achtete nicht auf ihn. Sie hatte zu schaffen. War die Wäsche sauber gewaschen, mußte sie den granitnen Küchenboden blank putzen, den seit der Weihnacht kein Wässerlein mehr aufgefrischt hatte.

Morgen war das Fest des heiligen Blasius, des wundertätigen Kirchenpatrons von Ravecchia. Der Alessandro stand noch und stierte auf die Füße der Eva, als schon längst der Wind ihr den Rock wieder darüber geweht hatte.

„Faulpelz, heb mir die Hutte auf die Schulter!" rief ihn die Mutter Clelia an.

Er tat es willig, schielte aber dabei mit einem Auge immer zu der Eva hin, sodaß er der Mutter Clelia die Hutte zu weit nach links hielt. Die Frau fuchtelte hin und her und verrenkte ihren Körper in alle Richtungen und konnte sich mit ihren Armen in kein Verhältnis zu den Trägern bringen, darin ihre Last hing. „O Mannsvolk, du Sündenbündel!" schrie sie auf, als sie merkte, warum sie mit dem rechten Arm nicht dazu kam, in die Schlinge zu fahren.

Der Ausgescholtene nahm sich zusammen. Für einen Augenblick zwang er die Augen fort von der Eva. Nun saß der Mutter Clelia die Hutte recht auf dem Rücken, und stöhnend trug sie ihre Last die Straße hinab.

Eva warf das letzte Stück gewaschenen Linnens zu den andern, sprang auf, reckte sich in die Höhe, bog den schlanken Leib hin und her und hob mit einem Ruck ihre Last sich auf den Rücken. Dabei neigte sie den geschmeidigen Körper nach rückwärts. Ihr Mieder straffte sich, und Alessandro sah, wie wohlgeformt des Mägdleins Brüste waren.

Etwas stieg ihm in die Kehle, machte sie ihm trocken und gab seiner Stimme einen rauhen fremden Klang, als er sagte:

„Eva, ich trage dir die Hutte bis zu deinem Hause!"

Das Mägdlein stutzte bei dem rauhen Ton in der Kehle des Burschen. Dann schüttelte sie sich vor Lachen.

„Eh, Alessandro," spottete sie, „du fängst früh an! Schon am Tage vorher füllst du dich an mit dem Festwein. Glaubst du, dir vertraute ich meine Wäsche an, damit sie in den Staub flöge und ich meine Arbeit noch einmal zu tun hätte! Geh, Alessandro, geh! Leg dich ins Laub und verschlafe den Wein!"

Ihr Zünglein lief so hurtig, daß der Bursche nicht nachkommen konnte mit seiner schwerfälligen Art, Gedanken langsam zu Worten zu prägen. Der Zorn stieg ihm in die Augen und funkelte darin, wie ein Funken im Ruß.

„Ich habe noch kein Becklein an die Lippen gesetzt, du," rief er böse.

Die Eva zeigte ihre blanken breiten Zahnreihen und gab ihm lachend einen Schupf, als sie an ihm vorbeischritt.

„Es ist wahr, du stehst fest auf den Beinen," sagte sie begütigend zu dem Burschen, dem ein Schimpfwort entfahren war bei dieser verächtlichen Abschätzung seiner Fähigkeit, das Gleichgewicht seines Körpers aufrecht zu erhalten. Er war schnell zufriedengestellt durch ihre sanften Worte und lauschte, wie ihre Holzschuhe flink und im Takt über die steinige Dorfstraße klapperten.

„Jetzt ist sie am Hause der Mutter Clelia," sagte er sich. Es fiel ihm ein, daß die Mutter Clelia den Giacomino zum Sohn hatte, der ihm um zwei Jahre voraus im Alter war und schon Soldatenhosen getragen hatte. Ihm wurden sie erst im künftigen Jahre zugemessen, und er konnte noch nicht an den Abenden, vor der Hütte auf der Steinbank sitzend, den Alten und den lauschenden Mägdlein erzählen von den Gefahren des Soldatenlebens und den Einrichtungen der andern Schweizer, die hinter dem Gotthard wohnen.

„Wenn der die Füße der Eva sieht!" schloß er seinen Gedankengang und lief die Straße hinab.

Bei dem Hause der Mutter Clelia flog aus einem Eimer schmutziges Wasser über den Weg in den Bach und trübte dessen klare Wellchen.

Der Giacomino war nicht da. So gut zu zielen verstand nur die Alte, durch jahrelange Uebung darin bewandert, den Armschwung zu berechnen, der dazu gehörte, das Wasser kunstgerecht aus dem Hause in den Bach zu befördern.

Erleichtert atmete Alessandro auf und ging am Abend zum Dorfplatz, wo das Wasser aus zwei Röhren in den Brunnentrog schoß, Tag und Nacht, unaufhörlich. Dort stand der Giacomino und hielt einen jungen Stier an der Halskette.

Als Alessandro hinzutrat, bäumte sich das Tier hoch auf und duckte gleich darauf blitzschnell den Kopf zum Boden. Dem Giacomino schwollen die Muskeln an den Armen an wie Eisenstränge. Er zwang das Tier, das, wieder beruhigt, das Wasser aus dem Brunnen kauend im Maule wälzte.

„Er ist jährig," sagte Giacomino. „Den behalte ich. Er hat krause Haare zwischen den Hörnern und ein Fell, so glatt, wie ein frischgelecktes Katzenfell!" Er strich dem Stiere kosend über den dunkeln Haarstrich des Rückgrates und klopfte ihm auf die hellgefärbten, fast weißen Flanken.

„Ei, Torone! Du darfst auf die Alpe im Frühling!"

Alessandro bewunderte das Tier.

„Es wird preisgekrönt werden auf der Ausstellung," sagte er. „Ganz gewiß erhält es den ersten Preis!"

„Ganz gewiß," bestätigte Giacomino. „Es wird den Preis bekommen! Platz!" rief er befehlend in die Straße hinein. Die Weiber stoben vor ihre Haustüre, und die Kinder flüchteten auf die hohen Treppenstufen der Ställe, die hinauf zum Heuvorrat führten.

Mit Armen, deren Muskeln angeschwollen waren und hart wie Eisenstränge über den Knochen lagen, führte der Giacomino den Stier im Laufschritt zurück in den Stall.

Beifall klang aus den Hütten und bewundernde Rufe.

Der Stier war der Stolz Giacominos, der ihn aufgezogen und gepflegt hatte, wie eine Mutter ihr Lieblingssöhnchen. Er allein verstand ihn zu meistern, durch die Kraft seiner Muskeln, wenn ein dunkler Trieb das Tier sich seiner Stärke bewußt werden ließ. Er war der einzige, der noch wagen konnte, dem Stier die mit Salz bestreute Hand hinzuhalten, wie er es mit dem Kälblein getan.

Der Stier war der Stolz der Dörfler. Fast alle der Eingesessenen hatten wenigstens ein Kühlein im Stalle. Weite Striche Weidland grünen an den Bergen, und Futter wächst reich und würzig darauf, feucht gehalten von den Wasserrinnen, die vom Gipfel niederrieseln.

„Welch eine Pracht ist der Torone!“ riefen sie laut und froh. Man hörte sein kurzes, unwilliges Rufen aus dem Stalle. Das tönte durch die Gassen dumpf und trotzig. Die Kette klirrte schrill dazwischen, die ihn an den Futtertrog band.

Ein Zittern lief durch die Kühe, die nach ihm zum Brunnen geführt wurden. Sie machten tolle Sprünge und zeigten sich gegenseitig die Hörner, bis sie ein Geißelhieb zum Frieden anhielt. Einzelne beantworteten mit langgezogenem Muhen den kurzen grollenden Ruf des gefesselten Stieres im Stalle.

„Es beginnt zu lenzen,“ sagten die Männer und blickten zu den Weiden auf, an denen ein zartes Grün samtweich schimmerte.

„Morgen ist das Fest des heiligen Blasius,“ antworteten die Weiber; „es ist vorbei mit dem Winter!“

Sie gingen ins Haus und hoben den Kupfertopf, darin die Abendsuppe schwamm, in den Ring über der Aschenglut.

„Eva,“ sprach Alessandro zu dem Mädchen, das sich ängstlich hinter dem Feigenbaume geduckt hielt, als Giacomino mit dem Stier die Gasse herabgesprungen kam.

„Eva,“ wiederholte er, „ich muß morgen eine Kerze weihen lassen, für mein Gebresten!“

„Was fehlt dir?“ fragte die Eva. „Hast du dir einen Schnupfen geholt, heute am Bach, wo der Wind pfiff?“

„Nein, Mädchen; einen Schnupfen würde ich von selbst wieder los!“

„Was kannst du sonst haben? Ah, deine Kehle war rauh, als du mit mir sprachst! Ich Törin dachte, es sei der Wein ...“ Das Mädchen fühlte, wie ihm die Röte in die Wangen schlug, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Alessandro sagte nichts. Er trat ganz vorsichtig näher zu ihr heran und seufzte schüchtern, wie ein Jümpferlein, dem sein Tänzer auf die Fußspitzen tritt:

„Der Heilige hilft, wenn du Halsschmerzen hast. Er hat auch der Base Carmella geholfen.“ Sie sah mitleidig zu dem Burschen auf und bat ihm im Herzen ihre schlechte Meinung vom Nachmittage ab.

„Wie fromm ist der Alessandro,“ dachte sie, „frömmer als ich, die an der Wunderkraft des Heiligen zu zweifeln wagte!“ Sie schämte sich und fühlte sich gedemütigt, als ihr die Erinnerung daran kam.

„Die Sonne fängt an, warm zu geben,“ hatte sie letztes Jahr vor dem Fest zu den Gespielinnen gesagt.

„Die Sonne macht die rauhen Kehlen glatt.“

Die Gespielinnen gaben ihr recht. Sie hatten alle an der Wunderkraft des Heiligen gezweifelt, von dessen Taten die Legende erzählte und die Dorfchronik sich von Mund zu Mund erhielt.

Sie küßten die Eva und lobten sie ob ihrer Klugheit. Ehe eine Woche vergangen war, hatten die Lippen der Gespielinnen ausgeplaudert, und alle wußten von der Gottlosigkeit der Eva zu berichten, die so kühn war, dem Heiligen den Diamant aus seiner Gloriole wegzustreiten: seine Kraft, kranke Hälse zu heilen.

Das war eine böse Sache für Eva. Die Greisinnen nahmen sie beiseite und rechneten ihr vor, wie die Sonne nichts sei im Vergleich zu den Verdiensten des Dorfpatrons.

Da war die Base Carmella. Den ganzen Sommer durch hatte ihre Stimme geklungen wie ein Eisen, das über einen höckerigen Stein fährt. Im Sommer war Sonne genug in Ravecchia, soviel, daß allen die Haut braun gebrannt wurde und die Trauben schwarz wurden an den Rebstöcken. Die Eva mußte zugeben, daß es im Sommer an Sonne nicht mangelte. Aber die Base war nicht an der Sonne gesund geworden. Erst als das Fest des Heiligen kam und sie ihm ein Kerzchen geweiht, spürte sie nichts mehr von den Schmerzen im Halse. Sie hatte zu schluchzen begonnen und war hochrot im Gesicht vor Freude geworden, daß an ihr ein Wunder geschah.

Die Base Carmella mußte es am besten wissen, daß ihr der Heilige geholfen, besser als die naseweise Eva, und wenn ihre Stimme auch noch nicht sanft klang, so würde sich das ein anderes Mal geben.

Die Greisinnen waren so eifrig und verstanden es, jeden Einwurf des Mädchens zu beseitigen, daß sich die Eva reuig ihrer erfahrenen Einsicht fügte und dem Heiligen ihren Unglauben abbat.

So hörte sie auf, die gottlose Eva zu heißen, und wurde wieder wie die andern Mädchen im Dorfe gehalten. Zuweilen plagte sie die Erinnerung daran. Sie kam sich dann vor wie ein Bäumlein, das man durch einen Stecken mit Gewalt zum graden Wachstum zwingen mußte. Dann wurde sie nachsichtig gegen die andern und hielt ihr Zünglein zurück.

„Ich habe keine Halsschmerzen,“ sagte Alessandro und strich ihr mit den Fingerspitzen über das Gewand.

„Was fehlt dir dann?“ sagte sie leise und ließ es geschehen, daß seine Hand ihr glättend über den Rock fuhr.

„Meine Augen,“ antwortete Alessandro und legte seinen Arm um ihren Leib.

Das Mädchen sah auf, ihm in die Augen. Die waren dunkel und glänzend und verursachten ihr Herzklopfen und ein Zittern in den Knieen.

„Was ist mit deinen Augen?“ flüsterte sie und senkte über die ihren die Lider tief herab, sodaß die braunen Wimpern dunkel auf ihre Backen fielen.

Alessandro zog sie dicht an sich heran. So standen sie beide hinter dem Feigenbaume, dessen unregelmäßig sich verzweigende Aeste sich nach allen Seiten breiteten und tief nieder zur Erde senkten.

„Meine Augen sehen immer die weißen Gelenklein deiner Füße, von denen der Rock fortgehoben wurde vom Wind oben am Guastawasser ...“

„Das wirst du dem Heiligen nicht sagen wollen!“ rief das Mädchen erschreckt dazwischen.

„Ich weiß nicht, wie ich mich anders heilen kann,“ entgegnete Alessandro vorsichtig.

„Da müßte ich mich zu Tode schämen,“ schrie die Eva. „Lieber will ich sterben als das erleben!“ Tränen kamen ihr in die Augen und liefen schwer die Backen herab wie runde Kristalltropfen.

„Vielleicht,“ sprach Alessandro behutsam und zögerte mit dem Weiterreden, als müßte er es sich recht überlegen oder nachprüfen, ob noch ein anderer Ausweg vorhanden sei, „vielleicht, wenn ich mit meinen Lippen deine Füße berühren könnte! Das möchte mir helfen!“ Er blickte auf die Füßchen der Eva, die sie sorgfältig unter dem Gewand versteckt hielt.

„Es wäre eine Kleinigkeit und leicht zu versuchen,

da ich sie doch schon einmal am Tage sah, besser als es mir jetzt möglich ist in der Dämmerung ..." Sie streckte ihm geschwind ihr Füßchen hin, das nackt in dem Holzschuh steckte.

Der Alessandro bückte sich und preßte seine heißen Lippen auf ihre kühlen Knöchelchen.

Der Eva wurde ganz sonderbar zu Mute. Ihr Gewändlein begann sie zu drücken und überall eng zu werden. Sie wagte kaum recht ein- und auszuatmen, aus Furcht, die Nähte könnten dabei auseinandergehen und ihre Blöße offensichtig werden.

„Das hat geholfen," sagte Alessandro. „Jetzt sehe ich wieder gut und brauche mich nicht heilen zu lassen!"

Er drückte der Eva die Hand und versprach, ihr ein Schürzlein zum Dank aus der Stadt zu bringen.

„Eins mit roten Rosen," schmeichelte das Mädchen.

„Eins mit roten Rosen," wiederholte Alessandro und sprang zur Stadt. (Schluß folgt).

---

# Der Hauptmann.

Nachdruck verboten.

Impressionistische Skizze von Otto Wirz-Wyß, Bern.

Jenseits des Flusses stand der Wald; er war dunkel und lief eine mäßige Anhöhe hinan. Raben hockten dort in den Tannen, sonnten sich über den Wipfeln und flatterten in schwerfälligen engen Kreisbahnen durch die Luft. Man konnte glauben, der Wald hätte, einer unerforschlichen Laune folgend, von seinen hintersten Schattenfahnen die verwegensten Wimpel an die Sonne gehißt. Aber in Wirklichkeit vergnügte sich hier ein sibyllisches Rabengesindel mit seinen natürlichen Instinkten, und wenn so ein schwarzer Vogel auf einem kühnen Zweiglein sich niederließ, so bedurfte es eines weitläufigen Flügelreckens und vieler heiserer Verlautbarungen, bis eine beschauliche Ruhe und Betrachtung die Oberhand gewann. Aber es hatte im allgemeinen gute Weile damit; denn es gab an diesem Morgen Ungewöhnliches zu sehen.

Vor dem Walde trieb der Fluß ein kühles kristallklares Wasser an den nahen Baumschatten vorbei, und jenseits stand eine Batterie. Der Wald und die schwarzen Sibyllen in seinen Kronen sahen mißvergnügt und ängstlich zugleich auf das fremde Wesen hinab. Aber die Geschützführer nahmen nicht die leiseste Notiz davon, sondern agierten ihre Rolle auf einem kategorischen Kothurn, steckten ihre Richtungen ab und waren von einer eidgenössischen Ueberzeugung geladen, daß es mit dieser ihrer Geschützrichtung seine Richtigkeit und seine besondere Wichtigkeit auf sich habe, wenn in der Welt überhaupt etwas anderes als Geschützrichtungen wichtig zu nehmen war. Die Kanoniere gruben die Räder ein und betteten den Sporn. Die stahlblauen Pickel blitzten durch die Luft, und wenn sie im hohen Rasen versanken und in die braune Erde fuhren, ging ein unguter und dumpfer Schall durch den Raum, den der Wald mit Widerwillen entgegennahm und mit Ekel widerhallte. Und überdies mußte man sich damit abfinden, daß im Walde das prahlerische Hohngelächter eines Hähers unentwegt durch die Stämme gellte und daß von dem elenden Flattervieh schlechterdings nichts zu sehen war, keine Feder und keine Laus. Dagegen hatten die Raben ihre peinliche Geschichte damit, und sie ächzten verständnisvolle Heiserkeiten und wippten die Wirbelsäule um die Hüftgelenke auf und nieder bis an den Steiß. Der Teufel wußte, woher ihnen diese Gebärde kam.

Ueber dem Wald begann die Luft in der Morgensonne zu tanzen, und am Himmel fuhr eine glänzende Wolkenbank. Der Wind trieb sie mit Eifer nach dem Gebirge hin und gedachte sie dort an den Felsen zu zerschmettern. Es war keine Kunst, das vorauszusehen, und es mußte dem Winde gelingen, wenn er scharfe Richtung hielt.

Die Offiziere standen an einem steilen Hang im Rücken der Batterie. Sie trugen ein ernstes und ein wenig hochmütiges Aussehen. Kühn und unbedenklich ließen sie die schlanken Degen im Sonnenlichte blitzen und hefteten im Geiste erhabene Lorbeeren vor die gewölbte Brust; sie waren hingerissen von der Erfüllung ihrer Aufgabe. Es lag Rasse in ihrem guten Willen, und wenn sie nach den Kanonieren sahen, so klang das so: „Tod? Was soll's damit? Bald werden wir Frankreich schlagen!"

Groß und lautlos schwamm die Wolkenbank dem Gebirge zu.

Der Hauptmann hielt einen stillen Rat. Er überschlug in seinem Geiste das ballistische Problem und bedachte das feindliche Verderben. Das war zwischen ihm und den Kanonen von jeher ein gutes Einvernehmen gewesen, und der Hauptmann hatte immer begriffen, wie die Geschütze zu schießen imstande waren, und die Geschütze hatten das gleich heraus, was der Hauptmann wollte, und lieferten sozusagen beste Ware. Von den Geschützen war nicht eines, das nicht rechtschaffen in den Hauptmann verliebt gewesen wäre. Es war eine haltbare und keusche Zuneigung, und sie äußerte sich selten. Sie war zu erkennen, wenn der Hauptmann zur Besichtigung durch ihre Reihe ging, obgleich das dann mit besserem Rechte ein reglementiertes Flirten zu nennen war, und genau genommen äußerte sie sich nur im Gefecht. Dann lag die Stimme des Hauptmanns mit Uebermacht auf der Batterie, die Leutnante schrieen und kommandierten, und die Kanoniere sprangen behende ab und zu. Die Geschütze warfen rote Feuersäulen in die Luft, traten zwei Schritte zurück, verneigten sich und riefen feindwärts den großen Ton. Und das war dann dem Hauptmann just so nach seinem kriegerischen Herzen. Und eigentlich war es von den Geschützen nur für den Hauptmann gesagt; von den andern mochte ein jeder für sich nehmen nach Gebühr. Das vertrug sich schon mit dem stählernen Charakter der Geschütze, und der Hauptmann pflegte zu sagen, in Sachen der selbstlosen Zweckbestimmung sei ein Geschütz mehr wert als alle Weiber der Welt, ausgenommen die Mütter, und hatte ein eigenes Lachen dabei. Niemand hatte den Hauptmann anders als in Verbindung mit diesen Worten lachen sehen, und dann kam ihm das aus der Tiefe heraus, daß es sonderbar zu hören war, schier wie das Lachen der hl. Schrift. Man hätte frieren können dabei; aber es war merkwürdig: man bekam Richtung, man ging in dieser Richtung in Flammen auf, und man dachte nichts anderes, als daß das mit dem Lodern nun so weiterschreiten müsse bis in den Tod.

Der Wind hatte mit der Wolkenbank Part gehalten, und nun gingen dort oben die Ereignisse ihren eingerichteten Gang. Das Gebirge kam in bedrohliche Nähe, und die Wolkenbank mochte sehen, wie sie sich aus der Sache zog. Der Wind hatte seinen Spaß daran, pfiff zwischen den Zähnen und kam eilfertig aus seinen Höhen in die Ebene herab. Er lachte vergnügt und behäbig in den Dunst hinein, scheuchte erschrockene Nebel empor und trieb sie in unterschiedlichen Wandlungen in's Blaue. Alsobald erhob sich vor seinen Augen eine ansehnliche Gesellschaft von rührsamen Madonnenbildern, Kriegshelden und Affenpinschern, von einem lustigen Wirrwarr formenscheuen Gesindels umgeben, das, kaum geboren, unter mutwilligen und lächerlichen Windungen in verächtliche Fetzen auseinanderlief und von regulären Formen nichts zu wissen schien.

Draußen in der Ebene hinter den Spukgebilden lagerte der Feind. Aber der Wind war nicht gesonnen, die feindliche Stellung dem Auge des Hauptmanns zu entblößen. Der Haupt-